

Gemeinde-Blatt.

Organ der Ev.-Luth. Synode

von Wisconsin u. anderen Staaten.

Redigirt von der theol. Fakultät.

Jahrg. 28. No. 20.

Milwaukee, Wis., den 15. Juni 1893.

Lauf. No. 700.

Inhalt: Dritter Sonntag nach Trinitatis. — Der Fürst und sein Hosprediger. — Die Weiskinder. — Aus dem Felde der Reispredigt. — Pastor Chr. L. Eberhardt von Saginaw, Mich. — Kürzere Nachrichten. — Gesteinlegung. — Grundsteinlegung. — Glockenweihe. — Allg. ev.-luth. Synode von Wisconsin, Minnesota, Michigan u. a. St. — Allg. Synodal-Versammlung. — Schulsache. — Anzeige. — Ordination und Einführung. — Einführung. — Quittungen.

Dritter Sonntag nach Trinitatis.

Text: Jes. 55, 1.

Wohlan, alle, die ihr durstig seid, kommt her zum Wasser; und die ihr nicht Geld habt, kommt her, kaufet und esset; kommt her und kaufet ohne Geld und umsonst beide Wein und Milch.

Es ist ein gewaltiger Unterschied zwischen der Weise, in welcher die Vernunft einen Menschen bessern will und der, in welcher Gott es thut. Die Meinung der Vernunft und Welt ist, man müsse dem Menschen vorhalten, daß er doch das Gute in ihm nicht solle verkommen lassen, sondern vielmehr erwecken und ausbilden, so werde er mit Anstrengung aller seiner Kraft und Benützung aller ihm gebotenen Mittel schon das Ziel der Vollkommenheit erreichen. — Gott dagegen in seinem Worte spricht dem Menschen alles Gute ab und erklärt ihn für einen solchen, der von Geburt und Natur nichts Gutes habe, auch nichts Gutes vermöge und sich nimmer aus sich selbst also bessern könne, daß Gott selbst von ihm sagen könne: er sei besser geworden. Will daher Gott, daß der Mensch neu werde, ein anderer Mensch, ein guter Mensch, Gott gefällig, so muß er selbst dies alles den Menschen schenken. Und das will nun Gott auch, denn er will, daß die Menschen, die Sünder, ihm gefällig und angenehm und also selig werden. Das ist auch der Grund, warum Gott alles göttlich Gute, göttliches Leben und Seligkeit so vielfach den Sündern anpreist, anbietet und ihnen zu schenken sich erbietet, und in dem Allen nicht müde wird, ob er auch noch so viel abschlägige Antworten erhält. Ein Beispiel hiervon haben wir an dem, was wir in dem Evangelium vom großen Abendmahl lesen (Luc. 14, 16—24). Ein anderes Beispiel der Art haben wir in unserem Text, dessen Hauptgegenstand ja ist:

Eine Aufmunterung zur Annahme der freien Gnade Gottes.

Da soll denn nun unsere Aufgabe sein:

1. Daß wir diese freie Gnade wieder anpreisen.

Der treue Gott stellt die Annahme der Gnade hier vor unter einem Kaufe und ladet zum Kaufen ein. Dabei ist ja Sitte, daß man den Gegenstand, der gekauft werden soll, herausstreicht. Kommet her, spricht darum Gott, kommet her und kaufet umsonst und ohne Geld beide Wein und Milch. Wein und Milch, — das ist eine Beschreibung des Evangeliums oder auch der Gnade. Beides ist ja eins. Das Evangelium ist das Wort, die Predigt von der Gnade. Wer diese Predigt annimmt, der nimmt auch die Gnade an. — Was aber will es denn nun sagen, daß das Evangelium oder die Gnade hier vorgestellt wird als Wein und Milch.

Die Schrift selbst sagt, daß der Wein des Menschen Herz erfreue. So wird denn hier das Evangelium oder die Gnade Gottes angeboten als etwas, das da erfreue und fröhlich mache, gleich wie ein lieblicher und köstlicher Wein. — Als einen solchen köstlichen Freudenwein kennen das Evangelium die Gläubigen gar wohl aus eigener Erfahrung. Sie frohlocken: In dir ist Freude die Fülle; du machst fröhlich mein Angesicht. Und auf solche selige Fröhlichkeit der Sünder ist ja Gottes Absicht gerichtet. Freuet euch, ruft er ihnen zu durch den Apostel, und abermal sage ich: freuet euch! Das sind Gottes Absichten und Gedanken über den Sünder, daß er sich freuen soll in ihm. Darum ladet er ein: Kaufet Wein, nehmet, was das Herz erfreut.

Doch es heißt: „und Milch“. Mit diesem Worte soll nun das Evangelium in einer anderen Weise angepriesen werden. Mit Milch wird das kleine Kind genährt, und Milch enthält alle Bestandtheile und Kräfte, den ganzen Menschen zu ernähren und ihm Wachstum zu geben. Der stärkste Mann könnte von Milch allein leben und würde in allen Kräften erhalten, gleichwie das kleinste Kind davon lebt und gedeiht. Nun, dem gleicht ganz das Evangelium unseres Gottes, die Predigt der Gnade. — Sehen wir die Personen an. Dem Einfältigsten ist es verständlich, daß er daraus selig werden kann, und doch den Weisesten und in Gottes Wort Gelehrtesten so tief, daß sie nimmer es ausdenken, ausreden, auspredigen

können; es ist immer neu und groß. Und sehen wir auf die Zustände und Bedürfnisse, so entspricht ihnen, wie dort die Milch, so hier das Evangelium. Wie die Milch alles enthält, was dem Menschen leiblich noth thut, so das Evangelium alles, was ihm geistlich noth thut. Mangelt ihm die Erkenntniß und wahres Licht der Seelen, — siehe hier ist das Evangelium, die Predigt von der Gnade. Dies ist das Licht, welches die größte Finsterniß vertreibt, das Herz helle macht und eine überaus tröstliche Erkenntniß Gottes giebt in dem Angesichte Jesu Christi. — Mangelt's an Glauben — siehe, er kommt aus der Predigt von der Gnade. Mangelt's an Hoffnung — das Evangelium ist es, welches wiedergebirt zu einer lebendigen seligen Hoffnung. Mangelt's an einem festen und starken Herzen — die Predigt von der Gnade macht, daß das Herz fest werde. Mangelt's an Kraft zur Heiligung des Lebens — die Predigt von der Gnade tröstet also, daß man willig geht den Weg der Gebote Gottes; sie macht ein zu allem Guten geneigtes und tüchtiges Herz. Mangelt's an Muth in Versuchung und Anfechtung — das Evangelium von der Gnade Gottes ist Schild und Schwert gegen Anfechtung und Versuchung; wir haben darin Christum, und in demselben überwinden wir weit. Mangelt's an Freude im Leiden — das Evangelium giebt den himmlischen Sinn, daß man die Leiden dieser Zeit nicht werth achtet der zukünftigen Herrlichkeit. Mangelt's endlich an Trost — das ganze Evangelium ist nichts als Trost. Der Heilige Geist, der es gegeben, will nichts sein als Tröster. Sein Wille und Gebot ist: Tröstet, tröstet mein Volk! In Christo, in seiner Gnade, und so in der Predigt von seiner Gnade ist uns alles geschenkt, was wir bedürfen; darum ist in unserem Text das Evangelium so schön verglichen mit Milch, da es heißt: kaufet Milch.

Aber wir können dem Vergleich des Evangeliums von der Gnade Christi mit Wein und Milch auch noch einen andern Sinn abgewinnen. Wein ist etwas Köstliches und Theueres und galt dafür auch bei dem Volke im Alten Testament. Milch dagegen war, zumal dort, etwas Billiges, Gewöhnliches und Alltägliches; gleichwohl aber so recht die Hauptnahrung. — Hierin liegt erstlich, daß das Evangelium, wie der Wein, etwas für besondere Zeiten ist. Wein wird getrunken an Festtagen, bei besonders freudigen Gelegenheiten. Will man sonderlich sich freuen und fröhlich sein im Geistlichen, — so ist das Evangelium

der Wein, der die besondere Freude giebt. Aber es ist ebenso auch Milch, d. h. Nahrung für alle Tage, ein Alltagsgericht, davon man alle Tage lebt und das ein Mensch so wenig entbehren kann, wie ein Kind die Muttermilch. — Wir sehen wohl, es ist Gottes Sinn und Meinung nicht, daß das Evangelium bloß für Festtage und Festzeiten oder nur für die Sonntage da ist, sondern für alle Tage; daran gedente, lieber Christ, und erinnere dich dessen — am Frühstückstisch. Das Evangelium ist Milch, von Gott dir gegeben zur täglichen Nahrung. — Wein und Milch nennt der Herr das Evangelium. Hätte er es nur Wein genannt, könnte mancher denken, es verhalte sich damit wie mit dem Wein, der, weil theurer und kostspielig, nur für wohlhabende Leute ist und nicht für den gemeinen Mann. Nein, das Evangelium ist nicht wie der Wein bloß für die Reichen, sondern es ist wie die billige, auch dem Unbemittelten erschwingbare Milch, auch für die Armen und soll den Allerärmsten zugänglich sein. Den Armen, sagt der Heiland, wird das Evangelium gepredigt.

Noch manche andere Eigenschaften des Evangeliums von der Gnade werden damit angedeutet, daß es als Wein und Milch angepriesen wird. Die reiche Nährkraft der Milch, davon wir schon oben geredet, deutet die volle Zulänglichkeit des Evangeliums an zur Heilung aller Schäden und zur Befriedigung aller geistlichen Bedürfnisse. Die Gnade, die wir im Wort empfangen, deckt alles zu. Ist Jemand in Christo, so ist er eine neue Kreatur. Es ist nichts Verdammliches an denen, die in Christo Jesu sind. — Wein wiederum verdirbt nicht; je länger er liegt, desto kräftiger und doch zugleich lieblicher und köstlicher wird er. Das deutet darauf hin, daß das Evangelium von der Gnade ein ewiges Evangelium ist, das nie seine Kraft verliert. Ja, je länger ein Mensch die Gnade schmeckt und genießt, desto kräftiger und köstlicher wird sie ihm. — Doch ist wiederum auch das Evangelium ein Gut, das man sofort auch annehmen soll. Es ist auch Milch. Die ist frisch am süßesten und köstlichsten. Es gilt nicht das Evangelium liegen lassen, mit der Annahme es anstehen lassen auf spätere Zeit. Es ist eine frische, lebende Milch, die du annehmen sollst sofort, da sie Gott bietet, da er spricht: Kaufet, kaufet — Wein und Milch. — Hiermit kommen wir nun zu dem anderen Stück unserer Betrachtung, nämlich:

2. Was nöthig ist, die Gnade des Evangeliums zu bekommen.

Ein alter Prediger hat zu unserem Text die Bemerkung gemacht: Bei jedem anderen Kauf kommt's darauf an, die Käufer hinaufzutreiben zu dem höchsten Preis; hier kommt's darauf darauf an, sie herabzudrücken. — Ja, so ist's. Hier gilt's, daß die Käufer nichts bieten, daß sie kommen als solche, die wohl der Sache hoch bedürfen, aber nichts haben zu bieten, nichts haben, dafür sie kaufen könnten. Wir predigen nach Gottes Auftrag eine volle, ewige, gewisse und unumstößliche Erlösung und Vergebung, — aber eine freie, dafür niemand etwas geben kann und geben soll. Es heißt: Kommt und kaufet ohne Geld und umsonst.

Wer meinte nun nicht, daß er von diesem Punkte überzeugt sei! Und doch, woher kommt's, daß man nicht annimmt? Daher, daß man nicht umsonst kaufen will. Woher kommt's, daß die meisten die Gnade zuletzt nicht annehmen? Daher, daß Gnade eben — Gnade ist, d. h. eine Gabe ohne Verdienst, umsonst gegeben. — Es ist nun aber nicht gethan damit, daß Jemand die römisch-katholische Werklehre verwirft. Das verwerfen ja allerdings viele als einen verkehrten Weg, wenn der römisch-katholische Christ in seiner Blindheit sein Fasten, Vater Unser beten,

Beichten und mancherlei Bußübungen als ein Verdienst ansieht, dafür er meint, die Gnade zu erhalten, damit er wähnt, die Seligkeit zu erwerben. Aber wie viele verwerfen's und stecken doch darin!

Siehe, da ist einer, der vermeint, daß er der Gnade sich trösten könne. Der spricht: Ich halte mich zur Predigt, ich bete, ich lese Gottes Wort, gebe jedem was recht ist, kränke mit Vorbedacht niemand; ich mag wohl hie und da straucheln und fehlen, aber wo ich's merke, mache ich's wieder gut; ich kann sagen, ich habe an dem Weltwesen nicht Freude; ich thue wohl gelegentlich einmal zu viel und haue etwas über die Schnur, aber es ist mir selbst nicht recht darnach; kurz, ich trachte darnach, fromm und rechtschaffen zu sein; ich meine: wenn ich nicht selig werde, wüßte ich nicht, wer sonst es werden soll. — Ach wie unsäglich viele sind, die also denken und sprechen. Sie meinen, sie ließen Gnade Gnade sein — und alles, was sie sagen, heißt doch nur die Gnade umstoßen. Das heißt doch nichts, als offenbare, gemeine Werkgerechtigkeit treiben, den Trost der Seligkeit auf ein rechtschaffenes Leben bauen. Das heißt wahrlich nicht die Seligkeit kaufen umsonst und ohne Geld. Solche bringen ja ihr rechtschaffen Leben als Preis, dafür Gott die Seligkeit geben soll. Rechtschaffenheit ist ja freilich nichts Schlechtes, und Gott will sie; aber um derselben willen die Seligkeit hoffen, das verdammt Gott, denn er spricht: die Seligkeit gebe ich umsonst, und wer sie nicht umsonst will, der bekommt sie nicht.

Aber die Werkgerechtigkeit findet sich auch in viel feinerer Gestalt. Es giebt Leute, die sich bewußt sind, wahre Christen zu sein und mit Wohlgefallen alle Werklehre, alles Verdienen der Seligkeit, alles Gründen der Seligkeit auf sich selbst verwerfen — und es doch thun. — Ach ja, spricht ein solcher, wir können nichts geben, die Versöhnung und Gnade zu erlangen; ach, welch ein Verderben ist doch in uns! Nun, Gott sei Dank, ich habe eine gründliche Erfahrung. In welchem Schmerz der Buße bin ich gewesen, wie habe ich mit Thränen meine Sünden erkannt, wie habe ich mich als ein armer Zöllner vor Gott gedemüthigt, wie habe ich geseufzt, gekämpft, gerungen! Ja, ich habe das Himmelreich recht mit Gewalt an mich gerissen; ich thue es jetzt noch; ich kann wohl sagen: mich treibt der Geist; ich bin ganz los von dem Irdischen und habe nur Vergnügen am Himmlischen. Wie ergreift und rührt mich die Predigt; in Wonnen seufze ich nach dem ewigen Sabbath im Himmel. Ja, wer solche Erfahrung im Seufzen und im Gefühl der Seligkeit und im Genuß der himmlischen Güter hat, spricht ein solcher, der darf, meine ich, wohl der ewigen Seligkeit sich getrösten. — Nun, wir meinen es nicht. Gottes Wort meint es auch nicht. Erfahrung des Heiligen Geistes ist gut; aber darauf seine Hoffnung gründen, heißt einen anderen Grund legen, als der gelegt ist. Auf seine Gottseligkeit seine Hoffnung bauen, heißt wiederum einen Preis darbringen, dafür man die Seligkeit kaufen will. Nicht die Erfahrung von Christo, sondern Christus selbst, seine Gnade soll und muß der Grund bleiben. Nur dann geschieht es, was Gott sagt: Kommt, kaufet umsonst und ohne Geld.

Doch diese große Thorheit, Gott für seine Gnade bezahlen zu wollen, kommt in hundertfacher Gestalt vor. Wie oft ist's gerade die Verkehrtheit, die Menschen sehr gottgefällig dünkt! Da spricht einer: Ich möchte wohl zu Christo kommen, aber ich war ein zu großer Sünder. — Also: wärst du ein kleiner, so würdest du gutes Muths zugreifen? Sieh, Demuthscheint's und Selbgerichtigkeit ist's. Wer fragt denn was du warst? Ob du ein großer oder kleiner Sünder warst, verdammt bist du allewege. Hier heißt es: nimm umsonst, es verlangt niemand etwas. — Ein anderer spricht: Ja, wenn ich's

recht fühlte. Also wieder: ich. Gott spricht ja nicht von deinem Fühlen, sondern sagt: komm, nimm umsonst, dann will ich dich selig machen und sollst es auch merken. — Ein anderer spricht: Ja, könnte ich recht beten, so wollte ich mich wohl getrösten. Wiederum das leidige liebe ich. Du wirst nicht durch's Beten selig. Du hast ja nicht erst zu bitten. Gott giebt's ja schon; er spricht: nimm doch nur. — Kurz, sprich nicht von dir und dem, was du thun und sein, fühlen und geben möchtest; nur das eine sage von dir: ich bin verloren. Es bedarf keiner großen Dinge deinerseits. Kannst du es verstehen, daß du verflucht bist und Gott doch um Christi willen dich begnadigen und selig machen will, und du nur auf Christum dich verlassen sollst, — so ist's genug, so weißt du genug, selig zu sein und zu werden. Gott spricht zu dir: Ich habe, was du nicht hast, — Gerechtigkeit, volle Gerechtigkeit; die gebe ich dir umsonst, denn du armseliger Sünder hast auch nichts, sie zu bezahlen. Du aber antworte und sprich: Ja, so ist's; ich bin verdammlich und kann mir in keinem Wege helfen; ich nehme an, barmherziger Gott, was du gnädig umsonst anbietest. — Sieh, das ist alles, was nöthig ist. Das heißt glauben zur Seligkeit.

So leicht das scheint, — doch kommen und kaufen sie nicht. Was hindert sie? Nichts, als die offene oder heimliche Selbstgerechtigkeit. Immer meint die blinde Vernunft, Gott müsse doch etwas verlangen; wie könne er sonst selig machen; und wie könne denn nur ein Mensch sich sich einer Sache trösten, dafür er nichts gethan und gegeben? Nur das, meint sie, könne dem Menschen Trost sein, nur dann könne er der Seligkeit gewiß sein, wenn er sich sagen könne: Du hast dir's aber auch sauer werden lassen. — O der großen Thorheit! Umsonst, im rechten Verstand, giebt Gott freilich die Seligkeit nicht; nur du sollst nicht bezahlen dafür und kannst auch nicht. Was dir umsonst geboten wird und du ohne Geld empfangen sollst, das hat schon ein anderer für dich bezahlt. Nicht mit Geld. Mit allem Gold der Welt kauft man noch nicht einen Zoll Raumes im Himmel. Christus hat bezahlt, nicht mit Gold oder Silber, sondern mit seinem heiligen, theuren Blut und mit seinem unschuldigen Leiden und Sterben. Er hat bezahlt für dich, an deiner Statt. So hast du's nun umsonst. Willst du nun noch geben, so heißt das nur Gottes spotten, neben dem ungeheuren Preis, den der Sohn Gottes bezahlt, noch den werthlosen Zählpfennig deiner Werke bringen. Daß du verflucht seist mit deinem Gelde! spricht der Herr. O höre doch, höre die Liebestimme: Komm, kaufe umsonst Leben und Seligkeit.

Aus Gnaden soll ich selig werden.
Herz, glaubst du's, oder glaubst du's nicht?
Was willst du dich so blöb' geberden?
Ist's Wahrheit, was die Schrift verspricht,
So muß auch dieses Wahrheit sein:
Aus Gnaden ist der Himmel dein. Amen.

Der Fürst und sein Hosprediger.

Eine Geschichte am Ende des dreißigjährigen Krieges.

Von D. Schnupp.

I.

Der Student.

Das Trauerspiel des dreißigjährigen Krieges nahete durch Gottes Gnade seinem Ende.

Es war auch wohl nach Gottes weisen Rath an der Zeit, wenn Deutschland nicht zu einem einzigen Kirchhofe und zur völligen Wüste werden wollte.

Von ungefähr zwanzig Millionen Menschen, die vor dem Kriege in Deutschland lebten, waren höchstens

noch drei Millionen am Leben, und diese waren zum Theil in Folge von Seuchen und Hunger wandelnde Gerippe. Ganze Ortschaften waren ausgestorben, ja manche Dörfer waren durch Mord, Brand und Plünderung vom Erdboden verschwunden und sind nicht wieder aufgebaut worden. In anderen Dörfern, die früher durch Wohlstand und Volksmenge hervorragten, wurden hier und da noch menschliche Wesen gefunden, die aber in ihrer Verwilderung kaum Menschen gleichen. Sie nährten sich von Wurzeln und Kräutern oder stritten sich in ihrer hungrigen Gier mit den wilden Thieren und den Nasvögeln um die ekelhafte Beute.

Die Aecker lagen un bebaut. Denn wer hatte noch den Muth, sein Feld zu bestellen? Wann ein Heereszug durch eine Landschaft zog, wo menschlicher Fleiß dem Boden wieder Erzeugnisse abgewonnen hatte, war die Verwüstung stärker, als wenn ein Heuschreckenschwarm dort eingefallen wäre. Man verwüstete um des Verwüstens willen und mordete um des Mordes willen.

Eine entmenschte, verwilderte Soldateska herrschte unumschränkt allerorten in deutschen Ländern. Fürsten, Herren und Städte bogen sich unter die Botmäßigkeit einzelner Heerführer, die meistens nichts als durch das Kriegsglück emporgewandene Abenteurer waren, und mußten sich von ihnen nach Belieben brandschatzen und plündern lassen.

Wo war die alte deutsche Städteherrlichkeit? Wo war der rege Handel, der unermüdete Gewerfleiß, die aufblühende Kunst und Wissenschaft, der frühere Wohlstand und die große Macht und Lebensfülle, wodurch die Städte vor dem Kriege sich auszeichneten? Alles vernichtet und zerstört.

Auch die Mauern der mächtigsten Städte waren zertrümmert. Ganze Stadttheile waren verbrannt und hatten sich nicht wieder aus dem Schutt und der Asche emporgehoben. Auf Gassen und Landstraßen wuchs Gras und auf den Marktplätzen Gebüsch, wo Hasen und wilde Thiere hausten. Das Feld wurde zu Wald. Die Wildniß schritt in erschreckender Weise vor. Den letzten Pfennig und die letzte Lebenskraft jedoch verzehrten die Besatzungen, die in den meisten Städten lagen, und die die Blutfaugerkunst aus dem Fundament verstanden. Den meisten blieb nichts Anderes übrig, als selbst Soldat zu werden oder zu sterben. Und vor Allem — Gottes Wort war gar rar und selten geworden.

Freilich gab es noch Stätten in Deutschland, die nicht den ganzen Schrecken des Krieges zu fühlen hatten; aber sie waren wie Oasen in der Wüste und ließen desto greller das Elend des übrigen Landes hervortreten.

Nun sollte endlich Frieden werden, an den fast Niemand mehr glauben wollte, denn in den dreißig Jahren war eine ganze Generation Menschen aufgewachsen, die nie den Frieden geschaut hatten.

Von dieser letzteren Sorte wanderte an einem Sommermorgen des Jahres 1647 ein junger Mann auf einem Fußpfade durch die dichten Waldungen der unteren Lahn und dachte weder an Krieg noch an Frieden. Den Krieg war er gewöhnt; den Frieden kannte er nur durch Hörensagen. Er war kaum einige zwanzig Jahre alt, und so weit seine Erinnerungen reichten, war der Schwede bereits im Lande gewesen, und des Wallensteins furchtbare Schaaren hatten verheerend die deutschen Gauen durchzogen. Das einzige Wiegenlied, das er gelernt hatte, hieß:

„Bet, Kindchen, bet! — Morgen kommt der Schwed, — Morgen kommt der Drenstern, — Der wird die Kindchen beten lernen.“

Als einem vollen Kinde des Krieges war ihm der Krieg fast etwas Selbstverständliches, ohne das er sich die Welt kaum denken konnte.

Doch war er trotz der Noth und der Schrecken, die an seiner Wiege gefessen und seine Jugend umgeben hatten, ein leichtherziger, fröhlicher Geselle geworden. Denn wie solche grauenvolle Zeiten harte, rauhe und wilde Menschen groß ziehen, so erzeugen sie auch eine oft wunderbare Sorglosigkeit.

In den bunten Wechselfällen des Krieges hat ja nichts Bestand und Sicherheit. Man kann ja nichts, kein Eigenthum, kein Leben, ja nicht einmal die nächste Minute sein eigen nennen.

Die theuersten irdischen Güter, um die der Mensch sonst bangt und zagt, verlieren ihren hohen Werth. Der Gewinn reizt nicht, der Verlust schmerzt nicht, die Gefahr schreckt nicht, wie früher. Man läßt kommen, was man nicht hindern kann. Unbekümmert um das Zukünftige, sieht man nur auf das Nächste und sucht den Augenblick auszubeuten.

In solchen Zeiten war es möglich, daß Einer leichten Sinnes über den Leichnam eines an der Pest Gestorbenen, der auf seinem Wege lag, hinweghüpfte oder daß er singenden Mundes über die rauchenden Trümmer eines Hauses hinschritt, wo vielleicht vor Kurzem die schrecklichsten Auftritte gespielt hatten.

Ähnlich that wenigstens unser junger Wanderer, der sich Franziscus Pommarius nannte. Denn er sang aus voller Kehle, während überall Spuren einer kürzlich Verwüstung ihm entgegenstarrten. Er sang das Lied: „In diesem grünen Wald — Wir wollen fröhlich singen, — Hört, wie es wiederhallt, — Und fröhlich thut erklingen. — Ach, wie ein Lieblichkeit — Und holdseliges Leben — Die schöne Sommerzeit — Und helle Sonn' thut geben. — Dieweil die Vöglein all — In Luft und Freuden schweben; — Voraus die Nachtigall — Ihr Stimmlein thut erheben. — Warum soll uns denn nicht — Der Sang aus uns erfreuen? — Hört! Echo widerspricht — Und will uns überschreien. — Der Herr vom Himmelsthron — Woll' seine Gnade geben, — Daß wir den Sommer schon — Dester mit Freud' erleben.“

Der junge Herr Franziscus war, wie wir aus dem Liede ersehen, ein sinniger Freund der Natur; allein eine ernstere Stimmung hielt eigentlich nicht lange bei ihm vor. Scherz und Lust, ja Uebermuth brach durch den geringsten Anlaß bei ihm wieder durch.

Die äußere Erscheinung des jungen Mannes hatte etwas entschieden Kriegerisches, so daß man auf den ersten Blick geneigt war, ihn für Einen jener soldatischen Glücksjäger zu halten, an denen die Zeit so reich war, die bald dieser, bald jener Trommel folgten und immer nur dem Anführer und dem Heerhaufen sich angeschlossen, bei dem sie die meiste Beute und das zügelloseste Leben zu finden hofften.

Ein weiter Schlapphut, mit einem Federbusch verziert, saß trozig auf seiner gebräunten Stirne, während ein kleiner blonder Spitzbart seinem jugendlich hübschen und gutmüthig fröhlichen Gesicht etwas Herausforderndes gab. Sporen klirrten an seinen weiten Stulppfisteln, und ein gewaltiger Stoßdegen hing an seiner Seite, und in seiner Hand ruhte ein mächtiges Faustrohr.

Doch ein feinerer Kenner der Trachten hätte trotz seiner kriegerischen Ausrüstung in ihm den „Student“ nicht verkannt.

Nur der Student trug damals solch langes Haar, wie es breit und lockig auf den weiten, weißen Halztragen des jungen Pommarius fiel. Auch der besondere Schnitt des geschlitzten Wamses, des Ärmelmantels und der Pluderhosen kennzeichnete den Hochschüler. Aber noch entschiedeneres Zeugniß für seinen Stand legte das Stammbuch ab, das damals jeder Student im Gürtel nachführte, und die Federbüchse, die ebenfalls am Gürtel befestigt war.

Allerdings schieden sich damals Student und Soldat nicht allzustreng voneinander. Die Studen-

ten wurden meistens Soldaten. Was blieb ihnen Anderes übrig? Die Wissenschaft lag verödet. Die Hörsäle standen leer. Im Kampfe um das nackte Leben hatte Niemand Lust der Gelehrsamkeit zu pflegen. Umgekehrt wurden auch einmal wieder die Soldaten Studenten, wenn ein tüchtiger Lehrer sich fand und die Universtitäten sich so weit erholt hatten, daß sie wieder Stipendien und Freitische bezahlten. Das wußte, wilde Treiben, das im Lager herrschte, mochte doch den Besseren unter ihnen auf die Länge nicht behagen.

Auf dieselbe Weise hatte es Franziscus Pommarius getrieben. Zuerst hatte er auf der Universtität Marburg Philosophie studirt, dann war er nach Leipzig gegangen, dann war er Soldat geworden, zuletzt hatte er die Trommel wieder verlassen und war nach Marburg zurückgekehrt.

Nach Marburg gingen damals Viele. Ein blutjunger Professor der Weltgeschichte und Beredtsamkeit dort machte viel von sich reden und war in kurzer Zeit durch seine ebenso geistreichen wie lebendigen Vorträge dermaßen berühmt geworden, daß einstmals neben vielen Edelenten fünf Fürsten und neun Grafen in seinem College seinem Vortrag lauschten. Der junge Gelehrte hieß Balthasar Schupp oder „Schuppius“ nach dem Brauch damaliger Zeit, die Namen zu latinisiren. Pommarius war anfangs nur so dem großen Zuge, der eben nach Marburg ging, gefolgt, hernach aber war er Einer der begeistertsten Anhänger des Dr. Schupp geworden, so, daß ihm Marburg wie vereinsamt erschien, als Schupp eine andere Lebensstellung annahm. Außere Noth kam hinzu. Die Gegend von Marburg wurde durch anhaltende Kriegszüge und Gefechte in der Nähe so ausgeplündert und verwüstet, daß keine Lebensmittel mehr aufzubringen waren und die armen Studenten schier verhungerten.

Da begab sich unser Franziscus, des Universtitätslebens müde, auf die Wanderschaft. Soldat wollte er nicht wieder werden. Er gedachte vielmehr, eben jenen Dr. Schupp aufzusuchen, und von ihm Rath und Hilfe zu begehren. Denn derselbe hatte eine günstige Stellung. Er war Hofprediger geworden bei dem hessischen Landgrafen Johann, der zur Zeit in Braubach am Rhein residirte, eine kleine Stunde oberhalb der Lahnmündung.

Der junge Student näherte sich bereits dem Ziele seiner Reise. Er hatte Nassau und Gms, die auch nur noch Trümmerhaufen darstellten, längst passirt und war nicht mehr allzuweit von Lahnstein entfernt, von wo er nach Braubach einbiegen mußte.

Wenn er von Gms aus über das Gebirge gegangen wäre, hätte er einen großen Umweg gespart, aber es war Niemand da, der ihn zurecht wies.

Unser Student hielt sich vorzüglich auf der linken Seite der Lahn, obwohl die Landstraße auf der rechten Seite dahinflief. Die einsamsten und verborgensten Pfade waren damals die sichersten.

Auf der Landstraße lagerte allerorten räuberisches Gesindel, das wie hungrige Wölfe aus irgend einem Hinterhalte über die Reisenden herfiel und raubte und mordete. Der einzige Schutz, den man hatte, war der, daß man die Straßen mied und auf entlegenen Wegen weiter zu kommen suchte, wie ja damals überhaupt viele Menschen ihre Wohnungen verließen und in den wildesten Wald flüchteten. Man fühlte sich sicherer bei den Thieren der Wildniß als unter den Menschen.

Der junge Pommarius hatte, ermüdet und erhitzt von seinem weiten Marsche, ein erquickendes Bad in den kühlen Fluthen der Lahn genommen und darauf ein paar tüchtige Stücke eines Rehrückens verspeißt. Das Reh hatte er des Tages vorher geschossen, und war ihm dasselbe in der verwüsteten Gegend von großen Nutzen gewesen. Jetzt lag er abgekühlt und ge-

fättigt voll größter Behaglichkeit im Schatten einiger Buchen auf weichem Moose gebettet und schaute träumerisch dem Spiel der Sonnenstrahlen zu, die zwischen den vom Winde leise bewegten Blättern seines Laubdachses durchzudringen suchten. Er war träumend in einen süßen Halbschlummer gefallen; da wurde er jäh durch einen grellen Verzweiflungsschrei eines geängsteten Kindes geweckt.

Mit einem Ruck stand der junge, rüstige Mann auf den Beinen und schaute blitzenden Auges durch das Blätterwerk nach der Richtung hin, aus welcher der Laut gekommen war. Er sah zwei Strolche schlimmster Art, die ein armes, blaßes Mädchen von etwa neun oder zehn Jahren verfolgten, das ein Körbchen voll reifer Erdbeeren, die es gepflückt hatte, in den Händen trug.

Der Augenblick, als der Student hinschaute, war auch zugleich der Zeitpunkt, wo die Mordgesellen das schwache Kind, das in wahrer Todesangst gelaufen war, erreichten, und er mußte zusehen, wie der Eine das Mädchen mit seiner knochigen Hand an seinem abgemagerten Armchen packte, daß es vor Schmerz laut aufschrie, während der Andere seine schönen, langen Haare um die Faust wickelte und ihm, den Kopf rückwärts biegend, ein blankes, scharfes Messer vor seine Augen hielt.

„Haben wir Dich endlich, Du Wechselbalg!“ brüllte er noch halb außer Athem. „Jetzt zeige uns augenblicklich den Weg, der zu dem Versteck der alten Hege, Deiner Mutter, führt, und zu dem Buben, den sie vor uns verbirgt, sonst hat Dein Stündlein geschlagen, sonst schneide ich Dir den Hals ab von einem Ohr zum andern.“

In den blutunterlaufenen Augen der beiden Männer lag eine Wildheit und eine Bosheit, die kaum daran zweifeln ließ, daß die Drohung jeden Augenblick zur furchtbaren Wahrheit werden konnte. Der Kleidung nach waren es Soldaten, die, da sie kein besonderes Feldzeichen trugen, wahrscheinlich sich von ihrer Heeresabtheilung entfernt hatten, um als Freibeuter durch das Land zu ziehen.

Was war aber diesen blutgewohnten Räubern des dreißigjährigen Krieges ein Kindesleben? Nichts als ein Wurm, den ihr Fuß zertrat.

Aber der Wurm empörte sich. Das zarte Kind, als es davon hörte, daß es seine Mutter verrathen sollte, wagte den wilden Mördern zu trotzen. Feste Entschlossenheit legte sich um seinen noch vor Schmerz zuckenden Mund und seine großen, thränenden Augen blickten betend aufwärts weit über die Welt hinaus nach seinem Gott und Heiland.

„Macht mich todt,“ sagte es, „ich verrathe mein Mütterchen nicht!“

Doch das beabsichtigten ja die beiden Unmenschen nicht. Wenn sie den Wurm nur zertreten wollten, dann hätten sie es längst gethan. Sie wollten den Aufenthalt der Mutter und ihres Schützlings wissen.

Wie Eisenschrauben drückten die Hände des Einen die Arme des Kindes, daß fast die Knochen zerbrachen. Dagegen kaufte der Andere das Haar der kleinen Unglücklichen, daß ihr vor Schmerz fast die Sinne vergingen.

Herzerreißende Schreie stieß sie aus, aber mitten im Jammern rief sie: „Ich verrathe mein Mütterchen nicht.“

Wo war denn unser lustiger Student während dessen, Herr Franziscus Pommarius? War er durch die Erlebnisse des langen Krieges so sehr gegen solche Mordscenen abgestumpft, daß kein Mitleid mehr in seinem Herzen wohnte? Oder fehlte es ihm an Muth und Entschlossenheit vorzutreten?

Keineswegs! Aber wenn er noch nicht eingesprungen war, müssen wir vor allen Dingen bedenken, daß der Verlauf des Erzählten ungemein rasch vor sich

ging, und dann, daß er einen Augenblick unentschlossen war, wie er die Hilfe leisten sollte.

Er war ein trefflicher Schütze und ein vorzüglicher Fechter. Aber durfte er so ohne Weiteres, wenn es ihn auch dazu drängte, dem Einen der Strolche eine Kugel durch den Kopf jagen und dem Anderen den Degen in den Leib rennen?

Dazu war er zu gewissenhaft und hatte sich zu viel in Büchern umgesehen und auf die Reden des Dr. Schupp gelauscht, der oftmals über das gottbergessene Menschenmorden und die himmelschreienden Greuel des Krieges losgezogen hatte.

Den Lauf seiner Donnerbüchse hielt er, auf das Aeußerste gefaßt, allerdings auf einen der Räuber gerichtet, wagte aber nicht zu schießen. Da tauchte ein Plan in seinem Hirn auf, der seiner Verlegenheit ein Ende machte.

Die beiden Missethäter beugten sich über das gequälte Kind begierig, demselben den Aufenthalt der Mutter zu entlocken, und Nichts davon sehend und hörend, was um sie vorging, auch völlig ohne Ahnung, daß sie beobachtet würden, als plötzlich eine Kugel aus der Büchse des Studenten über ihre Köpfe pfiß und ein lauter Schuß in den diesseitigen Bergwaldungen und in den Felswänden des jenseitigen Flußufers widerhallte. Voll Entsetzen fuhren die beiden auf. Der Tod war ihnen merkwürdig nahe an den Ohren vorbeigefahren. Zugleich aber sprang unser Pommarius vor, der so that, als wäre er der Commandirende eines noch im Gebüsch verborgenen, aber ihm auf dem Fuße nachrückenden Trupps.

„Vorwärts!“ rief er, den blanken Degen schwingend. „Da haben wir sie endlich, die Schlingel, die Ausreißer, die Spione.“

Durch den Schrecken und die Ueberraschung wurden die beiden Räuber so verwirrt, daß sie gar nicht daran dachten, die drohende Gefahr zu untersuchen und die Erscheinung des jungen Mannes sich zu erklären. Sie ließen ihre Beute im Stich und begaben sich mit einem Eifer auf die Flucht, der bewies, wie lieb ihnen ihr Leben war.

Pommarius verfolgte die Flüchtigen noch einige Schritte, dann kehrte er lachend zurück und sagte: Wie wahr ist es doch, was unser verehrter und gelehrter Professor Schupp in einer seiner Vorlesungen auseinandergesetzt hat, daß die gottlose, gottbergessene Welt von nichts anderem als Opinion, Aberglauben und Einbildung beherrscht werde. Jetzt laufen diese Eisensresser wie Hasen vor dem Hunde, und wenn sie wüßten, daß nichts hinter ihnen wäre als etwas Pulverdampf und ein paar höchsttönende Worte eines armen Studentleins, würden sie alsbald wieder umkehren und ihr angefangenes Mordwerk zu vollenden suchen.

„Auf, Kind!“ sagte er zu dem noch zitternd und halb ohnmächtig daliegenden Mädchen. „Auf! Wir müssen uns in das Waldesdickicht flüchten, damit Du den Bösewichtern nicht wieder in die Hände fällst, wenn sie zurückkehren sollten.“

„Sind sie fort?“ fragte das Mädchen, seinen Retter mit seinen großen Augen anstarrend. „Dann will ich heim.“ Sie wollte aufstehen, brach aber wieder zusammen.

Der junge Mann merkte, daß das Kind durch Schrecken und Hunger zu erschöpft sei, um gehen zu können, und nahm die leichte Last geradezu auf den Arm und trug sie ein Stück Weges in den Wald hinein.

Als er dort das Mädchen niedergelegt hatte, begann er es mit seinen Speiseüberresten zu sättigen. Das Kind aß mit einem wahren Heißhunger. Was mußte es schon für Entbehrungen erlitten haben! Aber wunderbar war es, wie rasch die geschwundenen Lebenskräfte wieder bei ihm zurückkehrten.

Es sprang von selbst auf und sagte freudig: „Jetzt bin ich wieder stark. Aber jetzt muß ich heim

zu meinem Mütterchen, sonst ängstigt sie sich zu Tode um mich.“

„Ich will Dich begleiten, Kind,“ sagte der junge Pommarius, „damit Dir kein Unfall geschieht.“

„Nein, nein, Du darfst nicht,“ sagte das Kind, „Du bist ja gut und würdest uns nicht verrathen, aber ich habe Mütterchen versprochen, Niemand unser Versteck zu sagen. Wir werden von allen Seiten verfolgt.“

„Dann will ich Dich wenigstens auf den Weg bringen und sehen, ob von den Strauchdieben nichts mehr zu erblicken ist,“ erwiderte der Student und lud zu größerer Vorsicht sein Gewehr wieder.

Doch die Furcht schien auf jene feigherzigen Burtschen nachhaltiger gewirkt zu haben, als der junge Pommarius glaubte. Denn es war keine Spur von ihnen mehr zu entdecken.

So schied denn das Kind mit vielem Dank von seinem Retter. Der gutmüthige junge Mann hatte ihm noch den Rest seiner Speisen geschenkt.

Pommarius sah noch lange dem Mädchen nach. Er machte sich Sorgen und eine Art Selbstvorwürfe, daß er das zarte Kind so schutzlos in die gefahrdrohende Wildniß hatte gehen lassen.

Doch Sorgen hielten nicht lange bei ihm vor.

Es wahrte nur kurze Zeit, da schritt er wieder, ein fröhliches Lied singend, das Lahnthal weiter abwärts.

Aber plötzlich verstummte er. Denn das enge Lahnthal war zu Ende, und vor ihm rauschte durch eine überraschend herrliche Landschaft der gewaltige Rhein, der auch auf ihn einen gewaltigen Eindruck machte.

(Fortsetzung folgt.)

Die Beichtkinder.

Es ist nicht von ungefähr, daß die Glieder einer Gemeinde Beichtkinder der Pastoren genannt werden. Es giebt sich darin zu erkennen die Wichtigkeit und Bedeutsamkeit der Beichte, daß, nach dem dadurch vorhandenen Verhältnisse zum Pastor als dem Beichtvater, die Schäflein die Beichtkinder heißen. Doch denkt man freilich nicht stetig gerade an die Beichte nur, wenn man von den Christen als den Beichtkindern redet, noch gerade daran, wie ein Christ die Beichte soll ansehen, wie sich dazu schicken, bei derselben verhalten. Doch wir jetzt richten gerade darauf unser Augenmerk.

Was für Gedanken soll denn ein rechtschaffener lutherischer Christ von der Beichte haben? Wie soll er dieselbe denn ansehen?

Nun er soll sie werthhalten, als eine Gabe der Güte und Gnade Gottes an uns. Es ist ja auch eine Gabe an uns Christen. Die Beichte ist ja nicht, daß wir Gott dienen, sondern, daß Gott uns dient.

„Denn die Beichte behalten wir auch um der Absolution willen, welche ist Gottes Wort, dadurch uns die Gewalt der Schlüssel los spricht von Sünden. Darum wäre es wider Gott, die Absolution aus der Kirchen also abthun.“ (Apologie Artikel VI.) Gott will also in der Beichte uns armen Sündern nur eine Wohlthat erweisen, nämlich uns durch die Absolution von Sünden lossprechen. So will Gott. Er thut den Seelen so gerne wohl. (Jerem. 31, 42.) Drum ist es recht wider Gott, die Beichte und Absolution abthun wollen, oder auch nur sie nicht als Gabe und Geschenk der Gnade Gottes werthhalten wollen. Drum hielt sie ein gottseliger luth. Christ denn auch also werth.

Ja, er hält die Beichte ja hoch als eine Gabe, die er wahrlich nicht entbehren möchte, als kostliche Gabe voll großen Trostes. Eben der Absolution willen, daß ihn Gott ja zur Beichte ruft, um ihn loszusprechen von den Sünden. Ja, es ist doch ganz von Herzensgrund das I u t h. Bekenntniß, (Schmalk. Artikel III, VIII,) sein Bekenntniß: „Weil die

Absolution oder Kraft des Schließels auch eine Hilfe und Troſt iſt, wider die Sünde und böſes Gewiſſen, im Evangelio durch Chriſtum geſtiftet, ſo ſoll man die Beichte oder Absolution bei Leibe nicht laſſen abkommen in der Kirche. Ach, als welche große Wohlthat erkennt ein luth. Chriſt die Beichte mit der Absolution, als der von den Sünden loſſprechenden Stimme Gottes vom Himmel, wenn er recht erwägt die Worte im Bekenntniß, (Schmalk. Artikel III, Art. VII von den Schließeln), die ſo lauten: „Die Schließel ſind ein Amt und Gewalt der Kirchen von Chriſto gegeben, zu binden und zu löſen die Sünde, nicht allein die groben und wohl bekannten Sünden, ſondern auch die ſubtilen, heimlichen, die Gott allein erkennt. Wie geſchrieben ſteht im 19. Pſalm: „Wer kennt, wie viel er feilet (fehlet).“ Ja, das iſt ein unbeſchreiblich großer Troſt, daß die vielen, vielen Sünden, die wir garnicht an uns merken, doch Gott in der Beichte in unſerem Bekenntniß, wo es nur überhaupt ein redliches, bußfertiges iſt, als ihm wirklich bekannt und gebeichtet anſieht, obſchon wir gar nicht vermochten ſie aufzuzählen, und nun uns in der Absolution auch davon loſſpricht. Was ſollten uns alle dieſe Sünden doch ſo drücken und gar unheimlich ängſten, als wir es ja gar nicht mal wiſſen, wo wir Gott beleidigt mit Sünde und Schuld, auf uns geladen; nun aber iſt in der Beichte die Absolution „zu löſen die Sünde, nicht allein die groben und wohl bekannten Sünden, ſondern auch die ſubtilen, heimlichen, die Gott allein erkennt.“ Da ſind Sünden gemeint, die Gott allein erkennt, daß wir ſelbſt, die wir ſie thun, doch ſie nicht erkennen. Aber es giebt wohl Sünden, die erkennen und wiſſen wir wohl, aber außer uns kennt ſie nur Gott. Ach, es kann ſchon ſein, daß wir gern aus irgend einem Munde ein Wort des Troſtes hörten und doch können wir wohl lange nicht die Sünden überwinden, etwa dem Beichtvater wirklich das Herz zu eröffnen. Nun denn, ſo iſt da die Beichte; da kannſt du's deinem Gott bekennen, wie er's ja freilich längſt kennet. Und wo du deine heimliche Sünde, darüber du in Schmach und Schanden vor dir biſt, daß du möchtest ſelbſt dem liebſten Beichtvater nicht ſagen, ſo hat doch Gott, der deine Beichte gehört hat, den Paſtor und Beichtvater dir beſtellt, daß er von Gotteswegen, als ſpräche Gott zu dir, dich loſſpricht von deiner Sünde. Ja, wie iſt deßhalb erſt die Beichte eine Gabe Gottes, die ein rechter Chriſt als köſtlichſten Troſt hochhält.

Aus dem Felde der Reiſepredigt.

(Eingeſandt.)

Die lieben Leſer des Gemeindeblattes haben vielleicht ſchon gedacht, was iſt mit unſerem Reiſeprediger geworden, daß er ſich nicht mehr hören läßt; — iſt er in dem vielen Schnee umgekommen? Nein, durch Gottes Barmherzigkeit lebe ich noch und will auch jetzt wieder etwas mittheilen. So höret mir mit Geduld zu, was ich erfahren habe vom kindlichen Glauben und Einfalt einiger Kinder, welches mich rührte, wie ſelten etwas anderes.

Die Aufnahme des göttlichen Wortes iſt auf manchen Plätzen ſehr verſchieden. Bei manchen Leuten muß man ſich noch gleichſam nach der Predigt bedanken, daß ſie doch gekommen ſind. Eine Anzahl vergißt auch gar leicht die Zeit meines Kommens. Dagegen ſind auch wieder andere, die merken ſich die Zeit im Kalender an; wieder andere, beſonders Kinder, zählen Tage und Wochen. Noch ſo viel Tage, dann kommt er, heißt es da oft. Wer kommt denn? Ja, den Ehrentitel, welchen mir einige Kinder geben, verrathe ich jetzt noch nicht. Aber folge mir, lieber Leſer, in ein Häuslein, in welchem wir ein paar ehrbare, herzliche, freundliche alte Leute finden, welche

zwei Enkelkinder bei ſich haben. Dieſe Leute ſind noch nicht lange von Deutschland eingewandert und wohnten einige Jahre in Chicago, wo die Eltern der Enkelkinder jetzt noch wohnen. Dieſe lieben Leute zeichnen ſich durch ihren chriſtlichen Sinn und ihre Liebe zu Gottes Wort aus. Sie achten auch den Paſtor hoch um ſeines Amtes willen. Sie haben Mitgefühl für ihn von wegen ſeiner Strapazen auf ſeinen Reiſen; aber, ſagen ſie, es ſoll bald anders werden. Sie achten es für eine rechte Ehre, wenn ſie den Paſtor bewirthen dürfen. Es iſt darum auch jetzt zur ſtehenden Regel geworden, daß ich jedesmal, wenn ich vom Bahnhof komme, meine Sachen zum Schwiegerſohne bringen muß, bei welchem ich ſchon drei Jahre freundliche Herberge fand; und ehe ich ſonſt Jemand beſuche, muß ich zu ihnen kommen und Kaffee trinken, und wie freuen ſie ſich, wenn ſie ſehen, daß es mir ſchmeckt. Daß ich zu dem Hauſe, wo ich ſo herzlich willkommen bin, gar gerne einkehre, kann der freundliche Leſer ſich wohl denken. Eine ſolche Aufnahme findet man nicht überall.

So geſchah es nun eines Tages, als ich die lieben Leute wieder beſuchte, daß die Großmutter zum Enkelkinde Wilhelm, ungefähr 6 oder 7 Jahre alt, ſagte: Willy, ruf den Großvater (welcher in der Nähe auf dem Felde arbeitete). Der Willy ſpringt fort und, als er den Großvater ſieht, ruft er laut: Großvater, komm ſchnell heim, der „Himmelsvater“ iſt da! „Alſo“, ſagte der Großvater mit lächelndem Munde, als er kam und mich ſah, „alſo Sie ſind der Himmelsvater! So nannte ſie der Willy.“ Der Knabe ſtand daneben und zwar mit einer Miene, die des Großvaters Worte beſtätigte. Dieſen „Ehrentitel“ habe ich in dieſem Hauſe nun ſchon geraume Zeit. Daß dieſe Kinder ſich vom Träger dieſes von ihnen erfundenen Ehrentitels allerlei erzählen, zeigt folgendes Beiſpiel. Nach meinem letzten Gottesdienſte daſelbſt, auf dem Heimwege, führte die Großmutter die kleine Marie, ein Jahr jünger als Willy, an der Hand. Willy war nicht dabei, denn er iſt jetzt wieder in Chicago. Dort hat ihm nemlich der liebe Heiland zwei Geſchwisterchen auf einmal beſcheert. Sie ſollte er ſehen und begrüßen und die Großmutter mußte ſelbſtverſtändlich auch hin und nahm ihn mit ins Elternhaus. Von dieſem Aufenthalt in Chicago erzählte mir dann die Großmutter und dabei auch von Willy, daß er ſeine Eltern ſo oft bitte, ihn zur Kirche gehen zu laſſen. Nicht weit von der Eltern Wohnung iſt eine lutheriſche Kirche, aber die Eltern ſind nicht gliedlich angeſchloſſen. „Ja“, ſagte er, „der Himmelsvater ſagt, man ſolle fleißig zur Kirche gehen; denn der Herr Jeſus, welcher für die Menſchen geſtorben ſei, damit ſie in den Himmel kommen, käme dahin, man höre ihn da reden, wie er die Leute ſo lieb habe und ſie in den Himmel bringen wolle u. ſ. w. Die kleine Marie, von der ich vorhin berichtet, frug neulich, als die Großmutter vom Uebernachten des Paſtors ſprach, in ihrer Einfalt: „Wo wird denn der „Himmelsvater“ die Nacht ſchlafen? Wird er hinauf in den Himmel gehen?“ Von der Großmutter wurde ſie natürlich belehrt, daß derſelbe ſpäter, wenn er im Glauben an den Herrn Jeſum im Tode entſchlafen, in den Himmel zum himmliſchen Vater eingehe, wie alle Chriſten, jetzt aber noch auf Erden wie andere Leute auch ſchlafe.

Mich hat, wie mir der freundliche Leſer wohl glaubt, der kindlich einfältig gläubige Sinn, wie er aus dem Allen bei dieſen Kindlein ſich kund gab, innig bewegt. Man ſieht da ein Exempel von dem, was der Heiland von den Kindlein ſagt Matth. 18, 13.

Wie kommt es, daß dieſe Kinder ſeit kurzer Zeit ſo gerne beten, ſo gerne zur Kirche gehen und vom Himmel und himmliſchen Dingen reden? Du denkſt vielleicht, o, das iſt ganz einfach. Der Reiſeprediger

kommt ja alle vier Wochen dahin und hat ſie gelehrt. Aber ich habe andere Gedanken; denn die Kinder haben ſich meiſtens bei meiner Ankuft aus Schüchternheit vor mir verſteckt. Nicht der Himmelsvater, ſondern der himmliſche Vater, der der rechte Vater iſt über Alles, was da Kinder heißt, hat den Kindlein in der heiligen Taufe ſeinen Heiligen Geiſt geſchenkt und ſie wiedergeboren zu neuem Leben in Chriſto. Derſelbe iſt es, der dieſes wirkt. Die theure Taufgnade beweist ihre Kraft und Wirkung durch die chriſtliche Pflege und Unterweiſung in Gottes Wort ſeitens der Großeltern an dieſen Kindern. Wie viele Eltern und Lehrer haben nicht ſchon die Wirkung der Taufgnade an ihren Kindern durch treue Pflege mit dem Evangelium erfahren. Dagegen wie viele Eltern und ältere Geſchwister ſind auch ſchuld daran durch Vernachläſſigung und durch böſe Beiſpiele und Aergerniß, daß ihre Kinder und jüngerer Geſchwister ihre Taufgnade von ſich geworfen haben!

Welch köſtlicher Schatz iſt doch die Taufe! Die Gläubigen ſchöpfen aus dieſer Quelle Troſt, Kraft und Leben. Ja, ich bezeuge es, dieſes herrliche Gnadenmittel der h. Taufe iſt auch mein größter Schatz, den ich um keine Welt verlieren möchte, auch um keinen Preis mir ſchmälern laſſen möchte; denn ſchon vor 30 Jahren habe ich aus dieſem Heilsbrunnen mir Troſt und Kraft geſchöpft. Schon unter meines Vaters Dach habe ich die zwei erſten Verſe von dem Taufgeſang (Nr. 285, Wiſc. Geſangb.) laut mehrere Monate jeden Abend nach meinem Abendgebet geſungen, um mir Kraft und Muth einzufingen gegen die inneren und äußeren Anfechtungen, die ich zu beſtehen hatte.

Auch in dieſem Lande hat der liebe Heiland mich nicht ohne Anfechtung laufen laſſen und ſtets habe ich mich aus dieſer Quelle erquickt. Auch will ich es hier verrathen, daß ich meinen Tauftag ſchon öfter gefeiert habe als meinen leiblichen Geburtstag. O, wie herrlich iſt die Gnade in Chriſto, die uns in der h. Taufe geſchenkt und zugeſiegelt worden. Der dreieinige Gott iſt feſt an uns gebunden durch das Bündniß, das er in der h. Taufe mit uns geſchloſſen. Wir können und ſollen uns darum auch kraft unſerer Taufe feſt an ihn halten, wie Jakob dort an der Furt Jabbok. 1. Moſ. 32, 26.

Laſſen wir uns doch dieſes theure Kleinod der Gotteskindſchaft, in der Taufe uns geſchenkt und verbürgt, nicht rauben noch ſchmälern!

Paſtor Chr. L. Eberhardt von Saginaw, Michigan.

Lebenslauf verfaßt und am Sarge verlesen von N. Huber.

Als am 27. April vormittags um 11 Uhr die Glocken vom Thurme der St. Pauluskirche dahier in Saginaw ihre Stimmen erſchallen ließen, da verſtanden die meiſten Einwohner unſerer Stadt was ihre Trauerkunde zu bedeuten hatten; wehmüthig zog es durch die Herzen: Der Hirte der Gemeinde, Paſtor Eberhardt iſt todt. — Mit ihm iſt ein Großer in Iſrael gefallen; ein edles Herz hat aufgehört zu ſchlagen, und ein Wächter auf Zions-Mauern hat ſich ſchlafen gelegt. Billig trauern wir alle um ihn. Um ihn trauert die Stadt, die in ihm einen ihrer edelſten Bürger verlor; um ihn trauert die Gemeinde, deren langjähriger und treuer Seelſorger er war: um ihn trauern Lehrer und Studenten des Seminars, deſſen Lehrer und Wohlthäter er geweſen; um ihn trauern ſeine jungen und alten Amtsgeſoſſen, die in ihm einen väterlichen Berather und aufrichtigen Freund beſeſſen haben. Wie ſoll ich nun dieſes Leben charakteriſiren? Ich ſage: es war arbeitſame Treue und treue Arbeitſamkeit. Das Folgende wird dieſes darthun.

Christoph Ludwig Eberhardt wurde als der älteste Bruder unter vier Geschwistern am 3. Januar 1831 zu Laufen am Neckar, Württemberg, geboren. Sein Vater hieß ebenfalls Christoph Ludwig, und seine Mutter Christine Jacobine, ein geborene Braun. Am 6. Januar wurde er durch die heilige Taufe in den Bund des Dreieinigen Gottes aufgenommen. Darin zu leben und zu bleiben wurde er vom zartesten Alter an von seinen Eltern und Großeltern herzlich angewiesen. Nachdem er das 6. Jahr zurückgelegt hatte, durfte er zu seiner großen Freude die Schule besuchen, wo er alles leicht erfaßte. Seinem theuren Lehrer war es, wie der Entschlafene selbst bekennt, ernstlich darum zu thun, ihn nicht nur in allen Fächern der Schulunterrichts gründlich zu unterweisen, sondern vor allem zu reizen, Christum zu lieben, den der Lehrer selbst herzlich liebte. Seine Konfirmation machte auf ihn einen tiefen Eindruck, der während seiner ganzen Jugend anhielt. Diese Jugendzeit war reich an inneren Kämpfen. Er selbst sagt: „In großem Kampfe stand ich besonders darüber, ob ich die Freundschaft der Welt oder aber die der Kinder Gottes erwählen sollte.“ Durch diese Kämpfe hindurch gelangte er indessen durch Gottes Gnade zu dem Entschluß, Gott und seinem Herrn Jesu zu dienen sein Lebenlang.

Schon früh trat die Frage an ihn heran: Willst du nicht auch ein Bote des Herrn, ein Missionar werden? Doch erst in den späteren Jahren seines Jünglingsalters kam dieser Entschluß zur Ausführung, indem er mit Einwilligung seines Vaters in die Missionsanstalt zu Basel eintrat, im Jahre 1856. Dort studirte er mit dem seligen Pastor Klingmann zusammen, seine Studienzeit redlich ausnützend. Nachdem beide ihre Studien vollendet hatten, beschloß das Missionscommittee, sie nach Amerika zu senden, um, wie der Entschlafene sagte, auf der weiten Fläche zwischen dem Michigan- und Huron-See die weiße Heerde des Herrn zu weiden, anstatt die schwarze in Afrika oder Indien. Wie ernst Eberhardt das Predigtamt auffaßte, zeigen folgende Worte: „Ach daß ich doch mit hingebungsvollem Herzen als ein ganzer Mann fernerhin des Herrn Werk treiben möchte, das Amt, das die Veröhnung predigt, als ein Bote Christi, der wohl bedenkt in wessen Namen er dasteht, wessen Worte er verkündigt, und wem die Seelen gehören, die ihm anvertraut sind; der nicht andern predigt und selbst verwerflich wird, sondern von Herzen glaubt und darum auch thut, was ihn das Wort Gottes lehret, und furchtlos und treu dem Wolf entgegentritt, auch auf die Gefahr hin, von ihm zerrissen zu werden.“

Am 5. Juli 1860 wurden die beiden Zöglinge, Eberhardt und Klingmann, mit noch sieben andern in der Missionsanstalt zu Basel eingesegnet. Der einsegnende Pfarrer gab Eberhardt die folgenden Worte der Beherzigung mit auf den Weg: „Siehe zu, wie du vorsichtiglich wandelst, nicht als die Unweisen, sondern als die Weisen. Er wird deine Kraft mehren, er liebt dich ja, und du ihn auch. Darum wenn böse Zeit ist, so schicke dich in die Zeit. Danke aber allezeit Gott für alles und dem Vater in dem Namen unsers Herrn Jesu Christi. Und wenn du stehst unter einem unschlachtigen und verkehrten Geschlecht, so wird der Herr dir beistehen und deine Fehler gut machen, so du dich nur an ihn hältst.“ Nach diesem feierlichen Akte der Einsegnung, kehrten beide noch einmal in die Heimath zurück, um Abschied zu nehmen von Vater und Mutter, Geschwistern und Freunden, und den Plätzen der Kindheit Adieu zu sagen.

Am 1. September 1860 abends 6 Uhr bestiegen sie den Ocean-Dampfer „Bremen“ und am nächsten Tage wurden die Anker gelichtet. Langsam, aber immer weiter entfernte sich das Schiff vom Ufer des alten Vaterlandes, sie einem andern Lande entgegentragend. Am 20. September betraten sie nach einer

stürmischen Fahrt die Gestade Amerikas, und am 27. September kamen sie in ihrem Bestimmungsort Ann Arbor an, wo Pfarrer Schmid, der um sie angefragt hatte im Baseler Missionshaus, ihnen gastfreundlich sein Haus öffnete. Nach dessen Bestimmung sollte der eine von ihnen nach Adrian, und der andere sollte Reiseprediger werden im Allegan Co., Mich. Die Wahl wurde Eberhardt nicht schwer. Er sprach zu seinem Freund Klingmann: „Weißt du, was wir thun? Ich bin stark und gesund und kann die Strapazen besser ertragen als du; ich übernehme die Reisepredigt und du gehst nach Adrian.“ So geschah es.

Nach einem kurzen Aufenthalt in Ann Arbor und Umgegend reiste Eberhardt in seinen Wirkungskreis. Im Township Hopkins fand er bei der Familie Hofmeister gastfreundliche Aufnahme. Von hier aus machte er seine Missionsreisen und zwar meistens zu Fuß, denn Eisenbahnen gab es damals in unserem Staate sehr wenige. Auch die meisten Straßen waren dort in einem fast unbefahrbaren Zustande. Auf seinen Wanderungen ging es oft durch finstere Wälder, durch Sümpfe und Moräste, wo er nur seinen Kompaß als Wegeweiser hatte. Wo er hörte, daß eine lutherische Familie wohne, da ging er hin. Dabei trug er immer ein Packet mit Bibeln und Gebetbüchern bei sich, die er entweder verkaufte, oder, wenn die Leute arm waren, verschenkte. Am 10. Dezember hatte er bereits 16 Predigtplätze in einem Umkreis von 360 Meilen. Wenn wir nun bedenken, daß er diese 16 Stationen in je drei Wochen immer bediente, so wird uns klar, welch ein Missions-Eifer ihn besetzte und mit welch bewunderungswürdiger Ausdauer er diesem heiligen Werke der Innern Mission oblag.

Am obengenannten Tag, den 10. Dezember 1860, wurde die Michigan-Synode zu Detroit gegründet. An ihrem Wohl hat der Entschlafene so treu gearbeitet bis an seinem Tod, daß wir uns alle ein Vorbild daran nehmen können. Das Bekenntniß dieser jungen Synode war folgendes; „Die evangelisch-lutherische Synode von Michigan bekennt und verpflichtet sich zu allen kannonischen Büchern der heiligen Schrift A. u. N. Testaments, als der einzigen Regel und Richtschnur ihres Glaubens und Lebens, und zu den sämtlichen Büchern unserer evangelisch-lutherischen Kirche als der richtigen Auffassung der heil. Schrift.“ Dieses Bekenntniß hatte die Synode hauptsächlich auch den beiden Pastoren — Eberhardt und Klingmann — zu verdanken, denn Pfarrer Schmid wollte nichts von einem entschiedenen Bekenntniß zuvor wissen.

Daß Eberhardt es ernst mit dem Bekenntniß nahm, zeigt u. a. auch seine Arbeit für die Synode während seiner beinahe zehnjährigen Präsidenschaft; es war entschieden eine Zeit der Blüthe für dieselbe in vieler Hinsicht.

Am 18. Juni 1861 unternahm Eberhardt im Auftrage der Synode eine Missionsreise nach der oberen Halbinsel unseres Staates. Ueber einen Monat hielt er sich dort auf, bereiste die Ansiedlungen und predigte, wo sich die Gelegenheit dazu bot. Ueberall bat ihn die Leute, er möge doch bei ihnen bleiben und ihr Pastor sein; oftmals geschah dies unter Thränen. Doch seine Aufgabe war ja nur die, die Ansiedlungen aufzusuchen und die zerstreuten Lutheraner zu sammeln, damit nachher die Synode Parochien einrichten könnte. Am 29. Juli verließ er die Ufer des oberen Sees und reiste nach Ann Arbor zu dem damaligen ersten Präses der Synode, um ihm mündlich von seinem Unternehmen Bericht zu erstatten. Hierauf eilte er nach Adrian zu Pastor Klingmann, wo er nach zwei Tagen am Fieber erkrankte und wo eine aus dem Fieber entstandene Leberkrankheit ihn dem Tode nahe brachte. Doch der Herr wollte ihn

noch zu weiterer Arbeit in seinem Weinberg hienieden gebrauchen und er genas wieder.

Am 1. Advent desselben Jahres erhielt er vom Präses der Synode die Weisung, längstens am Neujahr 1862 in Saginaw City zu sein, um die kleine Gemeinde daselbst zu bedienen. Doch sollte er sich dort nicht von der Missionsarbeit zurückziehen, sondern die alten Sprengel im Allegan Co. noch alle 6—8 Wochen bedienen. Wir werden in einer späteren Geschichte seines Lebens näher auf diese Missionsarbeit eingehen.

Am Sylbesterabend des Jahres 1861 predigte er zum erstenmal dieser Gemeinde in der Kirche, die später als Schulhaus der Gemeinde diente. Die Gemeinde zählte damals etwa dreißig Glieder, von welchen noch fünf leben und zur Gemeinde gehören. Gar bald machte er sich daran, eine Gemeindegemeinschaft aufzurichten, doch erst im zweiten Jahre hatte er Erfolg und wuchs von da an die Kinderzahl stetig, so daß im Jahre 1876 die Gemeinde einen Lehrer berufen konnte.

Am 16. April 1863 verheiratete er sich mit Regina Marie Reimold aus Washtenaw Co. Dreißig Jahre lang war es ihnen vergönnt in glücklicher Ehe zusammen Leid und Freud des Lebens zu tragen. Durch ihre treue hingebende Pflege in seiner Krankheit zog sie sich eine Erkältung zu, und nur wenige Tage zuvor ging sie ihm voran in die ewige Heimath.

(Schluß folgt.)

Kürzere Nachrichten.

— Englisch-lutherische Synode von Missouri und anderen Staaten. Diese zur Synodal-Conferenz gehörige Synode hielt ihre diesjährige Versammlung vom 3. bis 10. Mai in Chicago. Darüber berichtet der „Lutheraner“: Wie die deutschen Synoden der Synodal-Conferenz, so legt auch diese junge englische Synode bei ihren Versammlungen großes Gewicht auf die *Verhandlungen*, wie denn auch für die diesjährigen Sitzungen Herr Präses Kügeler ein Lehrreferat über „Barochialrechte“ vorlegte, an das sich dann weitere Besprechungen knüpften. Von wichtigeren Gegenständen der Geschäftsverhandlungen seien hier folgende erwähnt. Zwei *höhere Lehranstalten*, das Concordia College zu Conover, N. C., und das im Bau begriffene St. John's College zu Winfield, Kans., nahm die Synode unter ihre Controle; letztere Anstalt ging als Geschenk ihres Gründers, Herrn J. P. Baden, auch in den Besitz der Synode über. Die Herstellung einer billigen Ausgabe des *Concordienbuchs* in englischer Sprache soll in der von der Synodal-Conferenz empfohlenen Weise in Angriff genommen und ausgeführt werden. Auch ein Buch zum Gebrauch beim *Hausgottesdienst* und eine kurze, einfältige *Auslegung* des *Reinen Katechismus* Luthers herauszugeben wurde von der Synode beschlossen. Zur Gründung eines *Verlagshauses* in Chicago wurden die ersten Schritte gethan. Auch mit der Einlegung eines *Kirchenbau-fonds* wurde ein Verwaltungsrath beauftragt. — In Absicht auf die äußerlichen *Kirchengebäude* und Ceremonien erklärte die Synode, daß zwar jede Gemeinde das Recht habe, selber zu bestimmen, wie es hinsichtlich der kirchlichen Mittelbänge in ihren Gottesdiensten solle gehalten werden, daß aber die Synode ihren beratenden Einfluß auf möglichsie Gleichförmigkeit mit den deutsch-lutherischen Gemeinden, in denen die alten guten lutherischen Einrichtungen im Brauch stehen, richten wolle. — Wir wünschen dieser unserer jüngsten Schwester-synode Gottes Segen zu gedeihlichem Wachsthum nach innen und nach außen.

— Daß der Erbherzog von Luxemburg sich mit einer katholischen Prinzessin verlobt und bei dieser Gelegenheit sich verpflichtet hat, seine etwaigen Kinder in dem katholischen Glauben erziehen zu lassen, — wird gewiß keinen lutherischen Christen freuen zu hören, zumal das alte Fürstenthum Oranien, dem jener Erbherzog angehört, früher zu den tapferen Vorkämpfern des Protestantismus gehörte.

— Ueber das 50jährige Bischofsjubiläum des Papstes im Monat Februar in Rom theilt eine römische Correspondenz folgendes mit:

Dem vor fünf Jahren gefeierten Priesterjubiläum des Papstes steht sein diesjähriges Bischofsjubiläum in jeder Hinsicht nach, trotz aller Anstrengungen, welche man vom Vatikan aus gemacht hatte, um den Glanz zu erhöhen. Wir haben die matte Wiederholung eines Glanzschauspiels, bei dem man nicht im Stande war, Neues zu erfinden. . . . So hatte beim Priesterjubiläum des Papstes die Schmeichelei ihren Höhepunkt erreicht; daher schöpften die Redner und katholischen Blätter beim Bischofsjubiläum aus dem damals gesammelten Vorrath von Phrasen. „Der unsterbliche Papst“, „der größte Mann des Jahrhunderts“, „der Eckstein der Wahrheit“, „der Schutzengel Italiens“, solche und ähnliche Ausdrücke vernahm man von der Kanzel, las man in bischöflichen Erlassen. Sogar Kinder mußten solche Ausdrücke vor dem Papst ansprechen. Vielfach zeigte sich in der katholischen Presse das Bemühen, Italien dadurch für den Papst günstig zu stimmen, daß man das Papstthum als den Ruhm Italiens und die Quelle der Civilisation hinstellte. „Durch das Papstthum ist Italien noch heute die Lehrerin der Völker“. „Auf der Kuppel der Peterskirche umarmt heute der Engel Roms den Engel Italiens.“ „Durch das Papstthum ist Christus zum Römer geworden.“ Solche und andere lägenhafte, oft widerchristliche und gotteslästerliche Aeußerungen waren in Menge zu hören und zu lesen. — Was nun die Feier des Bischofsjubiläums selbst betrifft, so erschien der Papst zunächst am 16. Februar zur Vorfeier in der Peterskirche, um die Pilger Italiens, etwa 15,000 an der Zahl, zu empfangen. Er celebrierte selbst die Messe und soll den Anwesenden wie „eine himmlische Vision“ erschienen sein. Darnach ließ er die italienischen Pilger an sich vorbeifahren, ihnen die Hand zum Handkuß darreichend. Das dauerte fünf Stunden. — Die übrigen Tage der Woche wurden im Vatikan durch Empfang von Deputationen, Gelehrten, zahlreichen Fürsten und durch Darbringen von Geschenken ausgefüllt.

Am 19. Februar, Morgens 6 Uhr, ertönte das Festgeläute aller Glocken Roms, und bald eilte Alles in Rom zu einem ungewohnten Schauspiel. Es ging zur Peterskirche, und wer eine Einlaßkarte besaß, kam hinein und konnte das „Schauspiel“ beschauen. Um 9 Uhr setzte sich in der gen. Kirche von einer Seitenkapelle ausgehend der päpstliche Festzug in Bewegung. Man sah den gesammten Hofstaat des Papstes, die Cardinäle, die Nobel-Garde, und zuletzt den Papst auf dem Tragsessel, zur Seite die Pfauenwedel. Kaum gesehen, ward der Papst mit einem donnernden Lebehoch empfangen. Der Papst verließ den Tragsessel und der Sängerkhor stimmte an: „Eccce Sacerdos magnus!“ („Siehe da, der Hohe-Priester!“) Darauf celebrierte der Papst die Messe unter Mitwirkung der päpstlichen Musikkapelle. Bei der Erhebung der Elemente vernahm man aus der Höhe der Kuppel der Kirche den Ton silberner Trompeten. „Der Papst erschien wie ein Heiliger“, schrieben die Papstknechte. Nach der Messe stimmte der Papst das Te Deum an und sprach dann den Segen. Darauf trug man den „Oberpriester“ wieder von dannen und das „Schauspiel“ war zu Ende. Ein Beifallssturm krönte das Ganze. — In mehreren Kirchen erfolgte in den nächsten Tagen eine Nachfeier. Nebenbei fand auch eine Speisung von 200 Armen statt, wobei vornehme Herren und Damen aufwarteten. Auch die Wohlthätigkeit in Rom ein „Schauspiel“! Zu wessen Ehren war die Festfeier des Antichrists? Etwa zu Ehren des Herrn Jesu Christi, dessen Reich nicht von dieser Welt ist, dem aber allein die Ehre gebührt?

— Die Generalversammlung der Presbyterianer, welche dieser Tage in Washington tagte, hat nach langen Verhandlungen den wegen seiner Stellung zur h. Schrift berücksichtigten Dr. C. A. Briggs seines Amtes entsetzt, weil er Lehren, die im Gegensatz zur h. Schrift und zum Bekenntnisse der presbyterianischen Kirche stehen, vorbereitete. Den Anstoß zu dem wider ihn erhobenen Anklagen gab Dr. Briggs in einer Einführungsrede, die er am 20. Jan. 1891 hielt, als er den Lehrstuhl für bibl. Theologie am Union Theological Seminary in New York übernahm. Briggs erklärte in dieser Rede, daß vielen die h. Schrift nicht genüge, um zur rechten Erkenntniß Gottes und seines Willens zu kommen, welche Erkenntniß doch zur Erlangung der Seligkeit nothwendig

sei, sondern sie müßten die Erkenntniß durch ihre Bemühn und ihren Verstand erlangen; er behauptete, daß Moses nicht der Schreiber des Pentateuchs sei und Jesaias nicht die Hälfte des ihm zugeschriebenen Buches verabschafft habe; die heil. Schrift sei voller Irrthümer u. s. w. Briggs gehört also wie ein B. Bl. mit Recht meint, zu den Professoren unserer Tage, die sogenannte „höhere Kritik“ treiben, die man eigentlich niedere Kritik nennen sollte, weil sie nicht von oben, sondern von unten nämlich aus der Hölle stammt, denn sie will den Christen den einzigen Grund und Fels ihres Glaubens, das Wort Gottes, umstoßen und rauben.

Gesteinlegung.

Am 1. Sonntage nach Trinitatis wurde der Eckstein zu der neuen Dreieinigkeitskirche in Menasha, Wis., gelegt. Die Feier fand am Nachmittage statt, begünstigt vom Wetter, das gleich nach Schluß der Feier seine Laune in einem starken Regenguß zeigte. Es war eine zahlreiche Festgenossenschaft erschienen, theils aus der Gemeinde selbst, theils aus der Schwestergemeinde in Neenah, aus der sich Herr Pastor L. Gensike und Frau nebst vielen Gemeindegliedern eingefunden hatten. Die Festrede wurde vom Unterzeichneten über Epheser 2, 19 ff. gehalten. Der Pastor loci verlas darauf eine Geschichte der Gemeinde und vollzog den Akt der Steinlegung. In den Stein selbst wurden zum Andenken an die Feier verschiedene Bücher, Urkunden und sonstige Denksteine, wie es Gebrauch ist, gelegt. Der Chor der Gemeinde trug durch einen Gesang und ein Posaunenchor durch Begleitung des Gemeindegesanges zur Erhöhung der Feier bei. — Die erhobene Collecte betrug \$50.00. Das neue Gebäude wird auf dem hübschen und geräumigen Grundstück errichtet werden, das sich die Gemeinde vor einigen Jahren unter sehr günstigen Bedingungen gesichert hat. Die Kirche wird eine Länge von 79 Fuß mit Altarnische und Thurm und eine Breite von 40 Fuß erhalten, und verspricht nach vorliegenden Plänen ein recht stattliches und hübsches Gebäude zu werden. Die Baukosten sollen \$6000 betragen, wovon zwei Drittel bereits gedeckt sind. Der Bauunternehmer ist Herr A. Brenger aus Menasha. Wolle Gott, der Herr, seinen Segen geben, daß das unternommene Werk glücklich zu Ende geführt werde. F. W. A. N o ß.

Grundsteinlegung.

Vor 8 Jahren weihte die Gemeinde des Herrn P. Joh. Gensike zu Appleton eine neue Schule ein, und trotzdem dieselbe noch wie neu dasteht, so wurde doch am 1. Sonnt. n. Tr. dicht daneben der Grundstein zu einem neuen Schulgebäude gelegt, da das alte schon viel zu klein geworden war. Festredner bei dieser Gelegenheit waren P. Paul Brodmann in englischer Sprache und der Unterzeichnete in Deutsch. Die Collecte, welche bei dieser Feier erhoben wurde, ergab über \$60.00. Das Gebäude, von Backsteinen umsetzt, von dem Architekten Herrn Adolph Green aus Green Bay geplant, ist zweistöckig und hat eine Größe von 68x70. Es enthält 3 Lehrsäle, eine Jünglingshalle und mehrere kleine Versammlungslokale. Der Kostenpreis beläuft sich auf \$7500.00. E. F. D o r n f e l d.

Glockenweihe.

Der Sonntag Traudi war für unsere lutherische Schwestergemeinde zu Marathon City, Wis., ein Tag großer Freude. Am genannten Tage durfte selbige nämlich ihre Glocken dem Dienste Gottes weihen. Die Predigt hielt Unterzeichneter, während der Ortspastor R. Piez den liturgischen Theil des Festgottesdienstes versah. Der Glocken sind's zwei. Gesamtgewicht etwas über 1200 Pfund. Daß sich die Glieder der verhältnißmäßig kleinen Gemeinde etwas anstrengen mußten, brauche ich wohl nicht zu erwähnen. Aber unsere Gemeinden, wenn oft auch klein, vermögen viel, wenn sie nur immer ernstlich wollen. Gott soll jedoch für's Gelingen seines Reiches Sache aller Ruhm und Ehre sein. Unsern Brüdern zu Marathon City gebe Gott Gnade, daß ihnen ihre Glocken laute Rufser zum fleißigen Anhören des Wortes sein mögen. J. G. G l a e s e r.

Allg. ev.-luth. Synode von Wisconsin, Minnesota, Michigan u. a. St.

Es wird hiermit zur Anzeige gebracht, daß eine gemeinschaftliche Versammlung der drei Distrikts-Synoden zu Milwaukee, Wis., in der Gemeinde des Hrn. P. A. Bendler gehalten wird. Dieselbe nimmt ihren Anfang am 22. Juni a. c. Alle Gesuche um ein Quartier müssen mindestens 14 Tage vor Eröffnung derselben an P. Bendler eingesandt werden. Vormittags sind gemeinschaftliche Lehrverhandlungen. In den ersten Nachmittagen hält jede Distriktsynode Special-Sitzungen, um eigene Geschäfte zu erledigen. Von Dienstag an finden die Geschäftsverhandlungen der Allgemeinen Synode statt. Die Herren Pastoren sind dringend gebeten, den Parochialbericht bei der Synode abzugeben. M. G i c m a n n, Sekretär der Synode von Wis.

Allg. Synodal-Versammlung.

Die Allgemeine ev.-luth. Synode von Wisconsin, Minnesota, Michigan u. a. St. versammelt sich, so Gott will, am 27. Juni 1893 zu Milwaukee, Wis., in der Gemeinde des Herrn Pastor A. Bendler, 781 10. Straße. Alle Gesuche um Quartier müssen rechtzeitig, mindestens 14 Tage vor Beginn der Versammlung, eingesandt werden. Hauptbesprechung: Revision der Constitution. F. H u b e r, Sekretär.

Zur Erklärung erlaube ich mir hinzuzufügen, daß die Sitzung der Wisconsin-Synode und der von Minnesota, wie vom Sekretär bekannt gemacht, schon am 22. Juni beginnt. Es wird wohl am besten sein, wenn die Beglaubigungsschreiben der Delegaten aus Minnesota und Wisconsin gleich für beide Versammlungen ausgestellt werden. Ermäßigungen für die Reise wird Herr Pastor M. Gidmann zu erwirken suchen. Die Synode von Michigan muß ihrer Constitution nach ihre Specialsitzung im Staate halten. A. F. E r n s t.

Schulsache.

Der Schlußaktus in unserer hiesigen Anstalt findet, so Gott will, am 20sten Juni statt. Das Examen der Graduierenden in der Gymnasialabtheilung wird am Montag, den 19., Morgens 9 Uhr beginnen, das der Lehramtskandidaten an demselben Tage, Nachmittags um 2 Uhr. Alle Freunde der Anstalt werden hiermit höflichst eingeladen. A. F. E r n s t.

Watertown, den 14. Mai 1893.

Anzeige.

In Anbetracht der Weltausstellung in Chicago wurde auf der letzten allgemeinen Lehrerkonferenz beschlossen, diesen Sommer keine Ferienkonferenz abzuhalten. Es sollen aber während der kommenden Synodalversammlung mehrere Konferenzen abgehalten werden, um die vorliegenden Arbeiten zu besprechen. Folgende Themata liegen zur Besprechung vor:

1. Der deutsche Aufsatz. (Fortsetzung.)
2. Wie erteilt man Zeichenunterricht in unsern Schulen?
3. Schulstrafen.
4. Wie soll der Religionsunterricht erteilt werden?
5. Praktische Lektion über Jakobs Segnung.

Ar n o l d L u e t h y.
Reedsville, den 17. Mai 1893.

Ordination und Einführung.

Herr Candidat Friedrich Schumann von Neenah wurde, nachdem derselbe einen Beruf von der Gemeinde zu Woodville angenommen, im Auftrage des Herrn Präses von Mohr am 1. Sonnt. n. Tr. von dem Unterzeichneten inmitten seiner Gemeinde ordinirt und eingeführt. Der Herr der Kirche wolle sich zu seiner Arbeit in Gnaden bekennen. Brillion, am 6. Juni 1813. G. D e n n i n g e r.
Die Adresse des lieben Bruders ist: Rev. F. r. S c h u m a n n, Dundas, Cal. Co., Wis.

